

Romane

Edith Chancrin

„Der alte König in seinem Exil“

Was bleibt jenseits des Erinnerns zwischen Vater und Sohn, wenn Alter und Demenz eine völlig neue Kommunikation entstehen lassen? Und wie geht der Sohn damit um, dass sein Vaterbild durch die Konfrontation mit Zerfall, Schwäche und Abhängigkeit neu gezeichnet werden will?

Zu diesem brisanten Thema unserer alternden Gesellschaft ist Arno Geiger ein sehr berührendes, weil sehr persönliches Buch gelungen, man möchte am liebsten viele Sätze herauschreiben und an die Wand heften, so sehr könnten sie einen im eigenen Älterwerden oder im Umgang mit einem alternden Verwandten begleiten. Auch der Aufsteller bekommt bei der Lektüre Anlass zum Nachdenken, stößt er in seiner Arbeit oft an die Grenzen des Erinnerns im Familienverband, der Bilder, Gerüchte, tradierten Urteile über einen Ahn, den man als Individuum nicht mehr wahrnehmen kann.

Arno Geiger macht während der Krankheitsjahre seines Vaters einen Reifungsprozess durch, vom ungeduldigen Umgang mit einem scheinbar uninteressierten Vater, der seine beginnende Vergesslichkeit durchs Einschränken aller Tätigkeiten zu verbergen versucht, bis hin zum gemeinsamen Sitzen und Zeit-vergehen-Lassen mit dem Gefühl, jeder Moment, jeder gesprochene Satz – so verrückt und realitätsfern er klingen mag – ist wertvoller als alles Vergangene, was je zwischen Vater und Sohn gewesen ist. Aber so reibungslos findet diese Entwicklung nicht statt. Als die Diagnose Alzheimer gesichert ist, stehen Arno und seine Geschwister erschüttert da. Jahre des mühsamen Kampfes um die gemeinsame Bewältigung des Alltags vergehen, alle

warten auf die nächsten Zwischenfälle, untrügliche Anzeichen einer Verschlechterung. Und in dieser Zeit erzählt Arno Geiger vom Leben seines Vaters, der als 18-Jähriger in den Krieg muss, als er 24-Jährig nach einer leidvollen Zeit in russischer Gefangenschaft auf 40 kg abgemagert heimkommt. Nie mehr wird er sich von zu Hause entfernen wollen, zum Leidwesen seiner Frau, die sich auch später von ihm trennen wird. Die Heimat, das von ihm gebaute Haus bleiben ihm bis zu seiner Krankheit die Stütze, die er von Kindheit an kannte. Mit Beginn der Demenz erlebt er die zweite Heimatlosigkeit, rastlos irrt er von Zimmer zu Zimmer und will „nach Hause“. Mit forschreitender Demenz verliert er dieses Zuhause, auch erkennt er seine Kinder bisweilen nicht mehr.

Was ihm bleibt, ist ein höchst kreativer Umgang mit der Sprache, und dem Schriftsteller Arno Geiger ist es natürlich ein Genuss, die Wort- und Satzschöpfungen seines Vaters aufzuschreiben, zum Beispiel „die Zeiten ändern sich, aber nicht mehr lange“ (S. 148). Der Vater „befinde sich nicht am Ende des Lateins, sondern am Ende des Daseins“ (S. 101). Nachdem die häusliche Pflege nicht mehr gelingen kann, wird August Geiger in das dörfliche Pflegeheim gebracht, es wird auch diesem freundlichen alten Herrn, der nur noch draußen etwas laufen und mit jemandem reden möchte, doch zu einem neuen Zuhause. Vom Sohn fällt eine große Last ab, zum beruflichen und privaten Erfolg gesellt sich ein bereicherndes Gefühl für die „Realität“, die die Krankheit seines Vaters entstehen lässt: Gewährt man ihr den Platz, den sie beansprucht, geht es nicht mehr um Erinnerungen, Heimat, Haus und Handeln, sondern um Lassen, Sein, kurz: um Aufeinander-bezogen-Sein. Die scheinbar skurrilen

Dialoge enthalten mehr Weisheit als manche Gespräche zwischen Zen-Meister und Schüler.

Arno Geiger kennt eine bis dato nie da gewesene Nähe zum Vater, es berührt ihn tief, was dieser in seiner Hilflosigkeit ihm mitteilt. „Es gibt da etwas zwischen uns, das mich dazu gebracht hat, mich der Welt zu öffnen.“ (S.179) So erfüllt der Vater bis zuletzt den „Erziehungsauftrag“, den Eltern haben. Ein Buch, das man gleich zweimal lesen kann – um die vielen schönen Sätze in Erinnerung zu behalten.

Arno Geiger
Der alte König in seinem Exil
Carl Hanser Verlag 2011

„Die Erfindung des Lebens“

Wie in Fachzeitschriften, so in „Literaturen“, neuerdings zu lesen, haben sich die Romanautoren der letzten Jahre von der ich bezogenen Literatur weitgehend verabschiedet. Überholt scheint der Appell von Jean-Paul Sartre „Familien, ich hasse euch“ (Familles, je vous hais), dem individualistischen Befreiungsschlag der 68er-Generation entwachsen. Offensichtlich kehren viele, zumal die jungen deutschen Autoren, zum Fluss der autobiografisch geprägten Familien-saga oder Lebensgeschichte zurück. Erzählfluss und Be-trachtung des Eingebundenseins in Familienverstrickungen verdichten sich zu seinem Prozess, der uns Systemaufsteller oft an den Prozess innerhalb einer Aufstellung erinnert.

Zum Mitgehen in diesen Entwicklungsprozess vom Klein-kindalter bis zum Erwachsensein lädt uns Hannes Josef Ortheil in seinem autobiografischen Roman „Die Erfindung des Lebens ein“.

Ein Kind, Johannes, wächst auf in einer symbiotischen Beziehung zu seiner verstummt, von einer schweren Last geplagten Mutter. Ihr in ihrer Not folgend, hat es auch die Sprache verloren. Alles Leben, alle Alltagsverrichtungen unterliegen einem minutiösen Ritual. Was dem Kind im Bann-kreis der Mutter Sicherheit zu geben scheint, erweist sich aber als unüberwindliche Barriere, sobald das Kind Kontakt zu Gleichaltrigen außerhalb des Elternhauses aufnehmen soll. „Mutter und ich, wir bildeten damals ein vollkommen stummes Paar.“ (S. 14) So beschützt das Kind seine Mutter, es lässt sie keinen Augenblick aus den Augen. Ihm ist un-be-greiflich, warum seine Mitschüler ihn verspotten, ausgrenzen, ja misshandeln, zumal sein Vater die Stummheit von Mutter und Sohn, auch die vielen Alltagsrituale gelassen hinnimmt.

Die Stille in der elterlichen Wohnung schärft Johannes' Gehör, Geräusche faszinieren ihn, es ist der erste Schritt zur musikalischen Entwicklung. Besondere Momente sind die Gottesdienste, in denen Johannes der schönen Stimme des Vaters lauscht und mit den anderen stumm singt und betet. Alles ändert sich, als ein Klavier ins Haus getragen wird und Johannes zum ersten Mal seine Mutter spielen hört. Was

aber zunächst wie Himmelsmusik klingt, verwandelt sich in Teufelswerk, Mutter schluchtzt, das Klavier verstummt. Erlösung findet die Mutter in ihrem Sohn, der, seiner Liebe zu ihr treu, von nun an für sie Klavier spielt und von ihr Unter-richt bekommt. Erst später erfährt er von seinem Vater, dass seine Mutter nach dem Tod vierer Kinder – alle Buben – vor ihm die Sprache verloren hat. Johannes versteht seinen Auftrag als einziger überlebender Sohn. „Da wusste ich, dass ich (...) ein Leben lang bei meiner geliebten Mutter bleiben würde, um weiter auf sie aufzupassen.“ (S. 106)

Bereits am Anfang der ersten Klasse rettet ihn sein Vater vor den Misshandlungen seiner Mitschüler und sogar des Lehrers, indem er mit ihm eine lange „Reise“ auf dem Land beginnt. Johannes braucht eine andere Art Unterricht. Es fängt eine Lehrzeit an, die an Rousseaus „Émile“ oder Stifters „Nachsommer“ erinnert: In der Natur lernt er mit allen Sinnen fühlen, beobachten, aufnehmen, speichern, dann lesen und schreiben. Ihm wird ein Platz im landwirtschaftlichen Anwesen seiner Verwandten zugewiesen. Alles hat seine Ordnung und erfüllt seinen Zweck. Alles, was er je gelernt hat, wird auf einmal benennbar, abrufbar, alle Pflanzen, Naturerscheinungen, aber auch alle gespielten und gehörten Töne werden aufgeschrieben und gespielt, es entstehen die „Kladden“, die später das Material zur Entstehung des Romans liefern werden.

So vollzieht sich für ihn mit elf Jahren im Zusammenleben mit seinem Vater die Lösung von der Mutter, abgesegnet durch ihren Brief, in dem sie ihn in sein Leben entlässt. Und Johannes – später auch seine Mutter, als sie ihn in einer lebensgefährlichen Situation warnen will – findet plötzlich zu seiner Sprache zurück.

Es folgt ein misslungener Versuch in einem Internat, in dem er vor allem eine musikalische Erziehung erhalten soll, dann Jahre des Lernens bis zum Abitur, auch eine Zeit, in der von seinem Onkel Entscheidendes über das Leben seiner Eltern vor dem Krieg und im Krieg erfährt.

Und nun fährt er zum ersten Mal nach Rom, wo ihm die Aufnahme ins römische Conservatorio gelingt: „Ich bin draußen, ich habe es endlich geschafft.“ (S. 452) In völliger, allem Geschehen zustimmender Freiheit vollzieht sich seine Verwandlung zum jungen Mann, zum Pianisten und zum Liebhaber. Erst eine schwere Sehnenscheidenentzündung trennt ihn von seiner musikalischen Karriere und von seiner Liebe zu Clara. Er kehrt zurück zu seinen Eltern.

Da der Weg zur Musik ihm verwehrt ist, muss er einen anderen inneren Weg einschlagen. Der Prozess vollzieht sich nicht ohne Schmerzen, bis Johannes eine weitere Berufung erspürt: Er beschäftigt sich mit der Umschreibung der wertvollen Inhalte seiner „Kladden“ und wächst zum Schriftsteller heran, der recht bald Anerkennung von wichtigen Fachleuten findet.

Wie lässt uns Hans-Josef Ortheil mit Johannes mitgehen? Indem er den Erzählfluss einbettet in das Schreiben des älteren, erwachsenen Johannes, der, zurück in Rom, den Faden seiner inneren Entfaltung im Schreiben zu finden ver-sucht und ihn letztlich nicht in der selbst erwählten Isolation, sondern durch die Musik, durch die Gespräche mit seiner

Nachbarin Antonia und deren Tochter, durch die vielen Sinnesindrücke des italienischen – nicht zuletzt kulinarischen – Lebens weiterspinnen kann. Die Unterrichtsstunden mit Marietta, die ihn an seinen einzigartigen Lernprozess erinnern, auch die Stunden, die er am Klavier des Conservatorio verbringt, öffnen der Musik, die er noch in sich trägt, endlich das Tor. Im Applaus seiner Zuhörer gelangt er gleichzeitig zu seinem inneren Frieden und zu einem guten Platz unter seinen lieben Mitmenschen.

Hans-Josef Ortheil
Die Erfindung des Lebens
Luchterhand, Literaturverlag 2009

„Kontrapunkt“

Ein feiner, kleiner Lesetipp für Bachliebhaber!
Eine Frau geht mit dem Einstudieren der Goldberg-Variationen von Johann Sebastian Bach Variation für Variation durch viele Schritte der Trauerarbeit, nachdem ihre 27-jährige Tochter beim Radfahren tödlich verunglückt ist. Erinnerungen an das kleine und größer werdende Kind wechseln mit dem Eintauchen in den Charakter von Bachs Komposition.
Da Anna Enquist sehr feinfühlig jede Variation musikalisch seziert, empfiehlt es sich, nach jeder Beschreibung, jedem unter großen seelischen Schmerzen mühevoll geübten Stück tatsächlich die Variation – am besten von Trevor Pinnock gespielt – zu hören. So erschließt sich am besten die emotionale und geistige Wandlung dieser trauernden Mutter zurück zu ihrem Kind für einen friedlicheren Abschied.
Eine wahre Liebeserklärung, ans eigene Kind und an die Musik.

Anna Enquist
Kontrapunkt
btb 2011

„Terzinen über Vergänglichkeit“

Noch spür ich ihren Atem auf den Wangen:
Wie kann das sein, dass diese nahen Tage
Fort sind, für immer fort, und ganz vergangen?

Dies ist ein Ding, das keiner voll aussinnt,
Und viel zu grauenvoll, als dass man klage:
Dass alles gleitet und vorübergirnt.

Und dass mein eignes Ich, durch nichts gehemmt,
Herüberglipt aus einem kleinen Kind
Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd.

Dann: dass ich auch vor hundert Jahren war

Und meine Ahnen, die im Totenhemd,
Mit mir verwandt sind wie mein eignes Haar,
So eins mit mir als wie mein eignes Haar.

Hugo von Hofmannsthal
Terzinen über Vergänglichkeit
1894 (Hofmannsthal ist 20 Jahre alt)



Edith Chanrin, *1952 in Paris, seit 1984 Heilpraktiker-Homöopathin in eigener Praxis in Mauerstetten/Allgäu, Atemtherapeutin; erste Kontakte zur Aufstellungsarbeit 1999, seit 2005 Systemaufstellerin (DGfS, ISCA), arbeitet systemisch im Einzelsetting und mit Gruppen in Deutschland und Frankreich.

www.edith-chanrin.de